

Wallis

Montag, 23. Juni 2025

«Alte Dorfkerne haben eine Qualität, die in Neubauquartieren oft verloren geht»

Pascal Abgottspon, Architekt aus Ernen, spricht über die Chancen und Herausforderungen beim Umbau alter Dorfkerne im Oberwallis.

Text: Nathalie Benelli
Bilder: Daniel Berchtold

Pascal Abgottspon ist Architekt. Seit 15 Jahren lebt er in Ernen und hat dort und in den umliegenden Dörfern mit dem Büro «Abgottspon Werken Architekten» schon mehrere Wohnhäuser und Wohnungen in den alten Dorfkerne umgebaut. Mit ihm wollen wir über das Potenzial von alten Dorfkerne sprechen. Wir treffen ihn in Mühlebach. Wer sich aufmacht, Mühlebach zu entdecken, betritt eine andere Zeit. Zwischen den eng aneinandergereihten sonnen-schwärzten Häusern weht der Atem von längst vergangenen Epochen. Hier blieb erhalten, was anderswo längst von Feuer, Fortschritt oder Unachtsamkeit verschlungen wurde.

Mühlebach hat Click – oder vielleicht auch – und mit ihr das stille Los eines ins Abseits geratenen Dorfes. Keine Feuersbrunst riss je die engen Gassen in Schutt und Asche, und als im Jahr 1880 über den Bau einer neuen Strasse entschieden wurde, wählten die stolzen Gemeinden Ernen und Mühlebach den Weg der Bewahrung. Sie wollten ihre Dörfer nicht durchtrennen lassen. Und so wich die Strasse auf die andere Talseite aus – und mit ihr der Verkehr, der Handel, der schnelle Wandel der Zeit.

Zurück blieben Dörfer, reich an Geschichte, arm an Veränderungen. Leerstand folgte. Verfall drohte, doch was blieb, blieb echt. Am historischen Dorfzentrum steht das Ragozzihaus – ein Bauwerk wie ein aufgeschlagenes Buch. 1494 erbaut, folgte 1778 ein erster Umbau von Maurermeister Christophoro Ragozzi, später in den 1950er-Jahren wurde das Haus erhöht, teilweise verkleidet, und heute, im Jahr 2025, sorgsam in ein neues Kapitel eingeführt. Pascal Abgottspon geht vor in die Wohnung im ersten Stock. Sie wurde bereits vor Jahren umgebaut. Am Küchentisch sitzend sind die Umbauarbeiten im oberen Stock zu hören.

Pascal Abgottspon, im Oberwallis herrscht Wohnungsmangel, Wohnraum ist knapp. Trotzdem stehen in vielen Dorfkernen alte Häuser leer oder verfallen. Warum ist das so? Es spielen verschiedene Faktoren eine Rolle. Ein wesentlicher Punkt sind die komplizierten Besitzverhältnisse. Oft gibt es bei alten Gebäuden viele Miterben, und wenn jeder am Verkauf interessiert will, steigen die Kosten. Zudem ist es so, dass Gemeinden mit ausgeschöpftem Zweitwohnungskontingent bestehende Wohnungen in Dorfkerne nach

als Zweitwohnungen unnutzen dürfen – was die Preise zusätzlich in die Höhe treibt. Ein weiteres Thema ist die Erreichbarkeit: Viele dieser Dörfer sind schlecht an öffentlichen Verkehr angebunden. Und nicht zuletzt fehlt es oft an Parkplätzen in der Nähe der alten Dorfkerne.

Was fasziniert Sie persönlich an alten Dorfkerne? Mich beeindruckt dieses besondere Miteinander, das sie ausstrahlen. Die historischen Dorfkerne sind Ausdruck einer Gesellschaft, die miteinander gelebt hat. Diese Dorfkerne sind nicht einfach ein wildes Nebeneinander, sondern sie sind um zentrale Plätze herum entstanden. Die Häuser stehen zwar dicht, aber durch die Plätze gibt es Raum und gemeinsame Orientierungspunkte – man spürt, dass hier eine Gemeinschaft lebte, die einander brauchte. Diese Qualität geht in vielen Neubauquartieren verloren.

War die Bauweise damals also schon so etwas wie «verdichtetes Bauen»? Ja, absolut. Nur viel natürlicher und lebensnäher als heute. Die Dichte entstand aus der Notwendigkeit heraus – etwa durch Hochwassergefahren oder den Schutz des wertvollen Ackerbodens. Man baute eng, aber bedacht. Vor 15 Jahren, als meine Frau und ich nach Ernen zogen, sind uns die Qualitäten dieser Nähe aufgefallen: Kinder spielen auf den Plätzen, in den Gassen wurde geplaudert – das Dorf lebte. Das erinnerte mich an meine Kindheit auf dem Kaufplatz in Visp. Die alten Dorfkerne haben das Potenzial, dass das Leben und Spielen in öffentlichen Räumen überhaupt stattfinden kann. In einer modernen Zellenverbauung, in der es nirgends Nischen zum Verstecken oder Zurückziehen gibt. Kann das so gar nicht stattfinden.

Und das Bauen selbst – wie unterschiedlich sind die alten Dorfkerne? Alte Dorfkerne haben eine Vielfalt in der Gleichheit oder eine Gleichheit in der Vielfalt. Das hat seinen Charme. Früher musste man mit den vorhandenen Materialien bauen. Der lokale Stein, das Holz aus den umliegenden Wäldern – man erkannte sofort, wo man war. Und doch war jedes Haus individuell. Ein zusätzliches Fenster, eine etwas grössere Grundfläche – kleine Unterschiede, die soziale Status anzeigen. In unserer Zeit, in der sich nicht mehr alle in ein Haus leisten können, dient zunehmend das Auto als Statussymbol. Heute gleichen sich viele Neubauten. Das

Baumaterial kommt von überall auf der Welt und ist austauschbar. Von den gewählten Baumaterialien lässt sich nicht mehr auf die Region schliessen, in der die Häuser gebaut werden.

Manche fordern, einzelne Gebäude abzureissen, um die alten Kerne neu zu gestalten und zwischen den Häusern mehr Raum zu schaffen. Was halten Sie davon? Das kann ein Ansatz sein, aber man muss zuerst genau hinschauen: Wo sind wirklich Probleme? Wo kann man sie anders lösen? Nicht jede Wunschvorstellung – etwa eine weite Aussicht – muss ein Gebäude andere Ansprüche erfüllen, was bei alten Strukturen knifflig sein kann. Und dann kommt noch der Erdbemerkensnachweis. In jahrhundertealten Häusern, wo niemand genau weiss, was unter alten Baugemeinschaften extrem schwierig, eine verbindliche Aussage zu machen.

Wie meinen Sie das? Statt reflechtiert bodentief Fenster und offene Grundrisse zu verlangen, sollten wir uns fragen: Was brauchen wir wirklich, um uns wohlfühlen? Bodentiefe Fenster sind etwas Wunderbares, wenn sie den Blick auf ein beeindruckendes Bergpanorama freigeben. Oft ist es aber so, dass sie in einer Überbauung nutzlos sind. Bodentiefe Fenster erschweren eine optimale Möblierung des Wohnraums. Oder Bewohner schützen ihre Privatsphäre vor den Blicken der gegenüberwohnenden, indem sie die Stören hinterlassen. Die grossen Fenster sind dann kein

Mehrwert. Oft liegt der wahre Reichtum in der Nähe, in der Begegnung mit anderen.

Was sind die typischen baulichen Herausforderungen bei Umbauten in solchen Dorfkerne? Ein Dauerbrenner ist die Parkplatzfrage. Viele Bauherren wünschen sich den Parkplatz direkt vor der Haustür oder möchten in das Gebäude hinein fahren können – was in alten Häusern oft unmöglich ist. Technisch sind Schallschutz und Brandschutz grosse Themen. Früher lebte man als Grossfamilie unter einem Dach, Schallschutz war kein grosses Bedürfnis. Heute muss ein Gebäude andere Ansprüche erfüllen, was bei alten Strukturen knifflig sein kann. Und dann kommt noch der Erdbemerkensnachweis. In jahrhundertealten Häusern, wo niemand genau weiss, was unter alten Baugemeinschaften extrem schwierig, eine verbindliche Aussage zu machen.

Welche Rolle spielt die Denkmalpflege bei solchen Projekten? Eine sehr wichtige. Vom Bund und Kanton denkmalgeschützte Häuser erhalten Unterstützung, oft bis zu 40 Prozent der förderfähigen Kosten. Die Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege ist meistens konstruktiv: Es gilt, gemeinsame Lösungen zu finden, die den Charakter bewahren und trotzdem den heutigen Bedürfnissen entsprechen. Es braucht Fingerspitzengefühl, aber es funktioniert.

Und die gesetzlichen Vorschriften – sind sie eher Hürde oder Hilfe? Beides. Das neue Energiegesetz beispielsweise verschärft die Anforderungen für Neubauten. Aber manchmal gelten auch sanierte Altbauten als Neubauten. Muss zum Beispiel ein Zwischenboden ersetzt werden, stellt sich die Dienststelle für Energie auf den Standpunkt, es handle sich um einen Neubau. Das ist problematisch, weil eine Dämmung nach heutigem Standard oft weder baulich noch bauphysikalisch sinnvoll machbar ist. Es braucht hier noch eine Entwicklung. Natürlich müssen wir den Einfluss des Autos nicht denken. Wie viel sind wir bereit, dem Auto zu opfern? Früher gab es Vorgärten als Raum zwischen dem Dahem und dem Ausserhalb. Heute sind oft Parkplätze. Die schaffen dann eine Barriere zwischen dem Haus und dem öffentlichen Raum. Vielleicht wendet sich der Trend wieder: hin zu lebens-

Viele befürchten, dass Umbauten grundsätzliche Werte sind als Neubauten. Ist das so? Nicht unbedingt. Die Bandbreite der Kosten ist einfach grösser. Bei Neubauten lassen sich die Kosten sehr genau kalkulieren. Bei

Umbauten gibt es immer Überraschungen. Ich sage meinen Kunden: Rechnet mit dem schlimmsten Fall. Wenn der Umbau finanziell trotzdem tragbar bleibt, dann können wir loslegen. Ansonsten muss man weitere Abklärungen vor Umbaubeginn treffen. Oft ist es aber so, dass der Umbau günstiger wird als gedacht – je nachdem, welche Ansprüche die Bauherren haben. Muss alles Alte verschwinden, auch wenn es noch funktionstüchtig ist? Die Frage muss die Bauherren zusammen mit dem Architekten besprechen.

Können Sie Beispiele nennen für gelungenen Umbauten im Wallis? Es gibt sehr viele, auch wenn sie oft unsichtbar bleiben. Gerade die Preisträger des Raiffeisen-Preises des Oberwalliser Heimatschutzes sind tolle Beispiele. Aber es gibt auch viele stille, sorgfältige Umbauten – etwa in Münster oder Reckingen – die zeigen, wie viel Feingefühl für den Ort vorhanden ist.

Wie gelingt der Spagat zwischen Alt und Neu am besten? Indem man den Ort wirklich versteht. Man muss ihn bei verschiedenen Lichtverhältnissen, zu verschiedenen Tageszeiten erleben und erkennen, was das Gebäude zu bieten hat. Erst dann kann man herausfinden, warum ein Haus so ist, wie es ist. Aus dieser Auseinandersetzung entstehen Projekte, bei denen Alt und Neu harmonisch ineinandergreifen, ohne aufgesetzt zu wirken. Ein gelungenen Umbau schafft Freude – für die Bewohner, für die Nachbarn und für das Dorf. Der Prozess, ein Haus zu verstehen, braucht Zeit. Heute muss vieles schnell gehen. Aber das tut weder einem Neubau noch einem Umbau gut.

Wenn Sie an die Zukunft der alten Dorfkerne denken – worin sehen Sie das grösste Potenzial? In der sozialen Qualität. Die gewachsenen Strukturen haben auch während der Pandemie bewiesen, dass sie etwas bieten, was in anonymen Agglomerationen fehlt: Gemeinschaft, Verlässlichkeit, Nähe. Diese Werte werden wieder wichtiger. Natürlich müssen wir den Einfluss des Autos nicht denken. Wie viel sind wir bereit, dem Auto zu opfern? Früher gab es Vorgärten als Raum zwischen dem Dahem und dem Ausserhalb. Heute sind oft Parkplätze. Die schaffen dann eine Barriere zwischen dem Haus und dem öffentlichen Raum. Vielleicht wendet sich der Trend wieder: hin zu lebens-



Das Ragozzihaus wurde 1494 erbaut.



Hier entsteht die Küche mit alten und neuen Elementen.



Die Terrasse wurde verbreitert. Die alten Säulenbalken verlängert.



Die Terrasse wird zum Sitzplatz mit Wohnqualität.



Die neuen Eingriffe, wie der Verputz beim Giltsteinofen, bleiben sichtbar.



Die Rückseite erinnert an ein Ökonomegebäude.

licher Freiraum für Tisch und Stühle geschaffen. Die alten Trägerpfosten bleiben erhalten und wurden mit neuem Holz ergänzt: ein stilles Gespräch zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Vom Eosraum führt eine schmale, steile Treppe auf eine

Galerie hinauf. Oben, am Fenster, öffnet sich der Blick weit hinaus ins Tal. «Solche Treppen sind typisch für alte Walliser Häuser», sagt Abgottspon. «Und sie dürfen auch bei einem Umbau in neuer Form dann erinnern.»

Im Ragozzihaus staunt man über die Harmonie von Alt und Neu. Und doch, so mahnt Abgottspon, gibt es zwei unbarmherzige Feinde historischer Gebäude: Wasser und Feuer. Besonders Wasserschäden blieben oft lange unbemerkt – und wenn

erst Dachbalken oder Böden morsch seien, werde die Rettung mühsam und teuer. Am späten Nachmittag, wenn die Sonne über dem Tal versinkt, leuchten selbst die hintersten Winkel des Hauses in warmem Licht. «Die alten Bau-

meister haben sich genau mit dem Ort auseinandergesetzt», sagt Abgottspon. «Sie wussten, wie sie ihre Häuser ausrichten mussten.» Ein Wissen, das heute allzu oft von Parzellengrenzen, Bauvorschriften und Ausnutzungsgrenzen verdrängt wird.